

1989
–
2019

THE
YEARS

CHANGE

Mittel-, Ost- und Südosteuropa 30 Jahre danach

MAGAZIN

1/3

Vorwort

Die Bundeszentrale für politische Bildung veranstaltet zwischen 2019 und 2021 in Kooperation mit der Leipziger Buchmesse den Programmschwerpunkt „The Years of Change 1989–1991. Mittel-, Ost- und Südosteuropa 30 Jahre danach“. Wir verstehen unser Programm als eine Einladung zur Vermessung der Zeit und des Raumes, zum Nachdenken über Topoi, Akteure, Positionen, Ideen und Praktiken. Wir fragen, wie die anni mirabiles in die Gegenwart hineinwirken. Wie sind all die Revolutionen nach 1989 zu bewerten, bei denen sich die Massen für Menschenrechte und demokratische Ordnung eingesetzt haben? Wie lassen sich die viele Erfahrungen des Widerstands, des Undergrounds und politischen Engagements für die Wiederherstellung des Vertrauens in Demokratien nutzen? Wir betrachten dabei Literatur als Kommunikationsmittel, sensible Zeitzeugin der Gegenwart und Seismographin der Zukunft, die die politische Bildung mit ungewöhnlichen Perspektiven, Brüchen und Bildwelten bereichert, die aufhorchen lässt, Leerstellen füllt und neue Fragen aufwirft.

Wir haben Autoren und Autorinnen, Journalisten und Journalistinnen sowie Experten und Expertinnen eingeladen, kurze Texte zum Thema „1989 und 30 Jahre danach“ zu schreiben. Es wurden keine weiteren Grenzen gesetzt. Aus dieser künstlerischen Freiheit ist ein Panorama an Texten, Genres, Formaten und Sprachen entstanden, die unterschiedlicher nicht sein können und die subjektiv, poetisch und scharfsinnig sind.

Marcel Beyer ruft ein Heimatlied der Pioniere in der DDR der frühen 1950er Jahre in Erinnerung – ein Lied als „akustisches Alptraumgeschehen“, das der „Heimat“ in allen Belangen enge Grenzen setzt, das sich über Generationen vererbt und somit auch die heutigen gefährlichen Stimmungen im Land widerspiegelt. Piotr Buras sieht das Ende der post-1989-Ära in Polen kommen und jüngere Generationen von Liberalen wie von Nationalisten Anspruch auf Gestaltung des politischen und gesellschaftlichen Lebens erheben. Zoltán Danyi erzählt in seinem poetischen Text vom „langen Licht“ der Autos, die uns entgegenkommen. Es ist das Licht, das uns den Weg zeigen soll, uns aber gleichzeitig blendet. György Dragomán erinnert sich an den 15. März 1989, als das vierzig Jahre lang verbotene „Fest der politischen Vernunft“ gefeiert wurde und eine große Freiheitsdemonstration in Budapest stattfand. Den „Moment der bewusst erlebten Freiheit“ vergisst er nicht, obwohl damals keiner ahnte, „dass alles anders kommen wird, ganz anders“. Pavla Holcová erinnert an die Ermordung ihres Freundes János Kuciak, des investigativen Journalisten aus der Slowakei. Sie führt vor Augen, wie gefährlich die Gewaltretorik der autoritären Herrscher gegenüber Journalisten und Meinungsfreiheit ist. Kerstin Preiwuß reflektiert über den Begriff Zone und wie es ist, in eine Zone hineingeboren zu sein oder in eine Zone zu ziehen. In der Analyse von Martin Šimečka, der gerade die Verletzlichkeit der Demokratie erlebt, geht es um die slowakische Gesellschaft, die nach erträumter Freiheit nun „ins Zittern geraten ist“. Żanna Słoniowska Text handelt davon, dass das Aussprechen der Wahrheit in totalitären Regimes lebensgefährlich war. Sie berichtet über ihre sowjetische Kindheit und ukrainische Vergangenheit. Michał Sutowski betrachtet das Jahr 1989 als Erfahrung der Elterngeneration, wobei die politische Revolution in Polen noch nicht abgeschlossen sei. Was das Land jetzt erlebe, sei eine Imitation des politischen Prozesses, in dem die Arroganz der Eliten gegenüber Bürgern vorherrsche. Jáchym Topol gesteht, dass er sich zwar an die „dreißig Freiheitsjahre“ gewöhnt hat, merkt aber an, dass sich die tschechische Gesellschaft heute von den Gespenstern der Vergangenheit treiben lässt. Der Unterschied zu früher bestehe darin, dass er keine Angst mehr vor Spukgestalten habe. Kinga Tóth nimmt uns in ihrem Gedicht auf eine Reise durch „Wandtexte Europas“.

Wir danken allen Autoren und Autorinnen, Übersetzern und Übersetzerinnen, dem Lektor und dem Team der bpb für die Unterstützung und wünschen Ihnen anregende Gedanken beim Lesen.

Thomas Krüger
Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung

Inhalt

Vorwort

Marcel Beyer Ein Lied als kleiner Waffenschein	3
Piotr Buras Polen: Der tiefe Schatten von 1989 geht zurück	4
Zoltán Danyi Der kurze Brief zum langen Licht	5
György Dragomán 15. März 1989	6
Pavla Holcová 2018 – Das Jahr, in dem wir erwachsen wurden	7
Kerstin Preiwuß Zone	8
Martin M. Šimečka 1989 war erst der Anfang eines endlosen Kampfes um Demokratie	9
Żanna Słoniowska Menschen des Wortes	10
Michał Sutowski Die friedlichen Revolutionen	12
Jáchym Topol Dreißig Jahre danach. Mit dem Degen.	13
Kinga Tóth Wandtexte Europa	15
Impressum	16





Marcel Beyer, 1965, studierte Germanistik, Anglistik und Literaturwissenschaft an der Universität Siegen. Er arbeitete als Lektor der Literaturzeitschrift „Konzepte“ und schrieb für „Spex“. 1991 erschien Beyers erster Roman „Das Menschenfleisch“. 2016 wurde er mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet. Er lebt in Dresden.

„Ein fröhliches Lied vom Stacheldraht. Unser Volk.“

Ein Lied als kleiner Waffenschein

Man rufe sich folgendes Lied vor das innere Ohr, gesungen von einem Chor quirliger, mit einem für Menschen gefährlichen Virus infizierter Labormäuse, genau in dem Moment, da sich die Labortüren öffnen und die Killernager in die fremde Welt dort draußen ausschwärmen: „Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer, / unsre Heimat sind auch all die Bäume im Wald. / Unsre Heimat ist das Gras auf der Wiese, / das Korn auf dem Feld und die Vögel in der Luft / und die Tiere der Erde / und die Fische im Fluß sind die Heimat.“

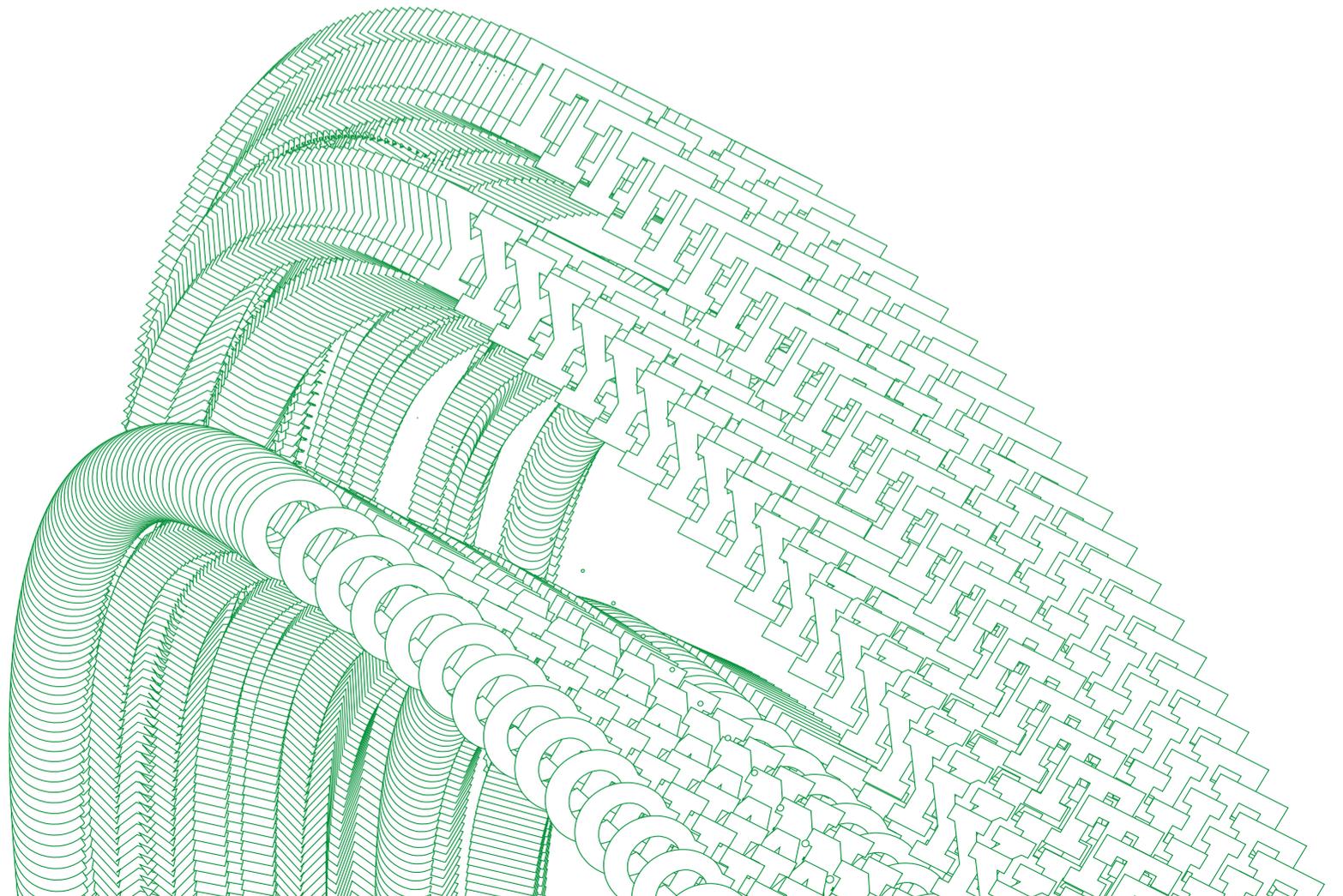
Wer dieses 1951 geschriebene Lied nicht im Ohr hat, der kann es nachhören, zum Beispiel auf dem Album „Wir lieben das Leben“ (ETERNA 810 018, Folge 7 der Reihe ‚Unser Leben im Lied‘), oder auf „Anmut sparet nicht noch Mühe (Musik zur Fest- und Feiergestaltung)“ von 1968 (ETERNA 810 037, Folge 18 der Reihe ‚Unser Leben im Lied‘), oder auch auf „Fröhlich sein und singen – Lieder der Thälmann-Pioniere“ von 1971 (NOVA 885 013), gesungen nicht vom Chor der Labormäuse, nicht vom Chor der Folkloregruppe der TU Dresden, nicht vom Chor des Stephan-Hermlin-Ensembles der Hochschule Potsdam, und schon gar nicht vom Gefangenenchor „Bautzen II“, sondern vom Pionierchor „Edgar André“ des Berliner Rundfunks unter der Leitung von Ilse Naumilkat.

Ein akustisches Alptraumgeschehen, das in die Zeilen mündet: „Und wir lieben die Heimat, die schöne / und wir schützen sie, / weil sie dem Volke gehört, / weil sie unserem Volke gehört.“

Ein fröhliches Lied vom Stacheldraht. Unser Volk. Unsere Nation. Unser Gras, unser Korn, unser Vogel. Komm zu den Grenztruppen. Unser Besitz. Mehr Polizei. Schütze die Heimat. Unser Feld, unser Wald, unsere Luft. Vorsicht, Schußwaffengebrauch. Unsere Erde, unser Fluß, unser Fisch. Absaufen. Grenzen dicht. Unsere Sprache. Unsere Kultur. Fremd im eigenen Land. Integriert erst mal uns. Heimat. Heimat. Heimat.

Nichts kennt weniger Erbarmen als der Klang. Er frißt sich in unser Gehirn, setzt sich in seinen Strukturen fest, bleibt abrufbar auf Lebenszeit. Und er vererbt sich, über Generationen hinweg. Heute findet man den Text auf den Seiten antisemitischer Verschwörungstheoretiker. Ein Lied, das aggressive DDR-Nostalgiker und westdeutsche Nationalnuppen zusammenbringt.

Ein Lied als kleiner Waffenschein.
Die Mäuse fiepen.



Polen: Der tiefe Schatten von 1989 geht zurück

1989 steht in Polen nicht nur für die gewaltfreie Revolution, die am so genannten Runden Tisch begann und mit der Einberufung der ersten nichtkommunistischen Regierung in Osteuropa im August 1989 ihren Höhepunkt erreichte. Die damals erkämpfte Freiheit hatte zweifellos etwas Einzigendes und Erhabenes. Sie schuf eine neue, lange ersehnte Grundlage für das Zusammensein der Bürger einer Gesellschaft, die sich für zwei Generationen dem Joch des Kommunismus hatten unterordnen müssen. Aber 1989 steht nicht nur für Freiheit und Einigkeit, sondern auch für Konflikt und Zwietracht. So sehr sich die Polen ihrer Rolle als Wegbereiter des Niedergangs des Kommunismus rühmen mögen, in der jüngsten polnischen Geschichte gibt es kaum eine andere Jahreszahl, die das kollektive Gedächtnis dermaßen spaltet wie 1989. In den letzten dreißig Jahren lebten wir im tiefen politischen Schatten jener Ereignisse, und erst heute scheint es, als ob sich dieser langsam zurückziehen beginne.

Der Kompromiss zwischen zwei verfeindeten Lagern – dem der Kommunisten, deren Macht bröckelte, sowie der bis dahin illegalen Opposition, die zum Hoffnungsträger der Nation aufstieg – war das Markenzeichen von 1989. Der friedliche, nicht mit Blutzoll bezahlte Systemübergang: eine Nicht-Revolution mit revolutionären Folgen. Die Eliten der oppositionellen Gewerkschaft Solidarnosc, einer Massenbewegung, die in dieser Form nirgendwo sonst im Ostblock in Erscheinung trat, übten zwar Versöhnung mit den einstigen Feinden, doch die Gesellschaft blieb politisch gespalten. Soziologen sprachen von der „postkommunistischen Trennlinie“ die Polen in zwei unterschiedliche Lager teilte. Wer in der ersten (halb)freien Parlamentswahl am 4. Juni 1989 die Kommunisten wählte, würde – so die Faustregel – in den darauffolgenden Jahren für ihre Nachfolgerparteien stimmen. Das Gleiche galt für die Solidarnosc-Wähler. Das Verhältnis zu Kommunismus und 1989 prägte somit nachhaltig die polnische Politik. Nicht links und rechts definiert nach ökonomischen Kriterien, sondern ex-kommunistisch und post-Solidarnosc wurden zu den Erkennungsmerkmalen der politischen Parteien.

Die postkommunistische Trennlinie wich Anfang der Nullerjahre einem neuen politischen Konflikt, bei dem die Erinnerung an 1989 noch mehr im Vordergrund stand. Das Jahr fungierte nunmehr nicht nur als der zentrale Bezugspunkt, sondern gar als der eigentliche Gegenstand der Auseinandersetzung, die das Land bewegte. Es ging um die Deutung der Zäsur von 1989: War dies tatsächlich ein Bruch mit der

Vergangenheit und Beginn einer neuen glorreichen Epoche? Oder, ganz im Gegenteil, eine verratene beziehungsweise unvollendete Revolution, die viel mehr Kontinuität mit der kommunistischen Ära erlaubte, als die Apologeten der freien Dritten Republik es wahrhaben wollten. Hier standen sich zwei mehr und mehr verfeindete Erblinien der Solidarnosc gegenüber. Zum einen die Liberalen, die nach 1989 das Sagen und die sozial-ökonomische Transformation zu verantworten hatten, mit all ihren Erfolgen, aber auch Schattenseiten. Zum anderen die Konservativen, die das Ausbleiben der scharfen Abrechnung mit den Kommunisten bemängelten, den liberalen Geist verachteten und sich als die wahren Erben der Solidarnosc gerierten. Die persönlichen und milieupolitischen Feindschaften, am stärksten symbolisiert von Donald Tusk und Jaroslaw Kaczynski – zwei Schlüsselfiguren der letzten zwanzig Jahre der polnischen Geschichte –, spielten dabei eine nicht minder wichtige Rolle als die ideologischen Überzeugungen und politischen Programme. Während die einen die Bilanz der Post-1989-Ära verteidigen wollten, haben sich die anderen zum Ziel gesetzt, diese zu überwinden. Die seit 2015 regierende Partei Recht und Gerechtigkeit von Jaroslaw Kaczynski ist die Trägerin der Anti-1989-Gegenrevolution.

Ist der Streit um 1989 nach dreißig Jahren heute nicht anachronistisch? Seine wichtigsten Protagonisten nähern sich dem Pensionsalter oder haben es schon längst erreicht. Bei den Wählern, die in den 90er Jahren geboren sind, sorgen die erbitterten Diskussionen über die Aufarbeitung des Kommunismus, Palastkämpfe aus den frühen 90ern und persönliche Feindschaften mit langem Ablaufdatum immer öfter nur noch für Achselzucken. Laut einer neuen Umfrage stehen die zwei größten Parteien – Recht und Gerechtigkeit und Bürgerplattform –, die diesen auf 1989 fokussierten Konflikt ausleben, nur bei den älteren Wählern nach wie vor in hoher Gunst. Die 20-jährigen wollen diejenigen wählen, deren politische Identität wenig mit 1989 zu tun hat: die neue links-liberale Partei Der Frühling von Robert Biedron oder die Nationalisten. Es ist ein Zeichen des neuen Zeitgeists – und des Endes der Post-1989-Ära. Polen tritt ein in ein neues Kapitel der Transformation, in dem andere Themen (Ökologie, Generationengerechtigkeit, Gleichheit) die Aufmerksamkeit gewinnen und neue Trennlinien entstehen. 1989 wird in 2019 von vielen gefeiert, von anderen erneut geächtet werden. Seine politische Laufzeit aber neigt sich dem Ende entgegen.



Piotr Buras, geb. 1974 in Warschau, ist Journalist, Autor und Leiter des European Council on Foreign Relations (ECFR) in Warschau. Von 2008 bis 2012 arbeitete er als Korrespondent der Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“. Buras begann seine Karriere Ende der 1990er Jahre am Center for International Relations in Warschau, war danach am Institut für Deutschlandstudien der Universität Birmingham und der Universität Breslau tätig.

„Ist der Streit um 1989 nach dreißig Jahren heute nicht anachronistisch?“



Zoltán Danyi, geb. 1972 in Senta/Jugoslawien, studierte Philosophie und Literatur in Novi Sad und Szeged. 2003 debütierte er als Lyriker. Für seinen ersten Roman „Der Kadaverräumer“ (im Herbst 2018 auf Deutsch erschienen) wurde er mit dem Miklós-Mészöly-Preis ausgezeichnet. Danyi, ein Angehöriger der ungarischen Minderheit in Serbien, lebt als Rosenzüchter in Senta.

Der kurze Brief zum langen Licht

Wenn ich mir alles recht überlege, dann kann ich sagen, dass ich eigentlich nur mit dem langen Licht ein Problem habe.

Unter langem Licht verstehe ich das Licht der Autolampen, wenn sie auf die größte Reichweite eingestellt sind, das nennen wir bei uns langes Licht, obwohl mich einmal ein Bekannter aus Ungarn auslachte, als ich ihm gegenüber etwas von langem Licht sagte.

Und er verbesserte mich, dass man das so nicht sage, es heißt Fernlicht, sagte dieser Ungar aus Ungarn, aber mir gefällt Fernlicht nicht, das meiner Ansicht nach etwas anderes bedeutet, Fernlicht gibt es im Stadion, wobei das laut dem Ungar aus Ungarn Flutlicht heißt, ich jedenfalls nenne das lange Licht weiterhin langes Licht.

Für uns in der Vojvodina ist das der Name, und wenn ich etwas anderes sagte, hätte ich das Gefühl zu lügen, denn langes Licht ist etwas anderes als Fernlicht, und wenn ich das eine gegen das andere austauschte, hätte ich das Gefühl zu lügen, und was Lügen anbelangt, habe ich auch ein Problem, sowohl, wenn ich lüge, als auch, wenn ich dahinterkomme, dass man mich angelogen hat, und das wiederum bedeutet, dass

ich vorhin nicht ganz die Wahrheit gesagt habe, denn ich habe nicht nur ein Problem mit dem langen Licht, sondern auch mit der Lüge, ich nenne ein Beispiel.

Dreißig Jahre lang sagte ich sehr oft Scheiße, jeder oder fast jeder Satz endete damit, andere um mich herum reden auch so, und damals dachte ich noch, ich müsste mich nach dem richten, was die anderen um mich herum machen, denn wenn ich mich nach ihnen richtete, zum Beispiel, indem ich sprach, wie sie sprachen, dann bliebe ich in jeder Situation Herr der Lage, was natürlich ein Irrtum war, und es brauchte viel Zeit, bis ich dahinterkam, aber als ich dahintergekommen war, fing mich die viele Scheiße, die ich sagte, zu stören an, und ich musste etwas tun, und um es nicht mehr so oft zu sagen, fing ich an, in längeren Sätzen zu sprechen, damit ich seltener Scheiße sagte, so versuchte ich mich zu disziplinieren, später fing ich an, stumm für mich zu wiederholen, sag nicht Scheiße, sag nicht Scheiße, hast du verstanden, keine Scheiße, keine Scheiße, so wollte ich mich vom krankhaften Scheiße-Sagen loslösen.

Erneut kostete es mich etwas Zeit, aber schließlich begriff ich, dass ich mit diesem Mantra ausgerechnet das wiederholte, was ich mir abgewöhnen wollte, andererseits sah ich auch ein, dass, natürlich, auch das eine Lüge war, was ich da vor mich hinsagte, was ich immerzu innerlich wiederholte, denn es gab sehr wohl eine Menge Scheiße, um mich herum sagten es alle oder fast alle immerzu, während alles voller Lüge war, aber ich fürchte, ich komme vom Thema ab, es sollte ja ursprünglich um das lange Licht gehen, und ich wollte nur soviel dazu sagen, dass die langen Lichter mir in den Augen weh tun, und ich verstehe nicht, warum man sie nicht abstellt, ich verstehe nicht, wieso die Autofahrer das lange Licht nicht abstellen können oder wollen, Tatsache ist, dass sie es seit dreißig Jahren nicht mehr abstellen können oder wollen, und wenn ich nachts irgendwo hin muss, weil ich Kurierfahrer bin, kann sein, dass ich das noch nicht erwähnt habe, ich bin also Kurierfahrer, und wenn ich nachts jemanden oder etwas holen oder bringen muss, dann tun mir die Lichter der entgegenkommenden Autos immer in den Augen weh, entweder leuchtet mir die eine oder die andere oder beide Lampen ins Auge, und es hilft nicht, wenn ich aufblende, sie sollen das lange Licht abstellen, denn wenn sie es abstellen, wird die Situation auch nicht viel besser, höchstens ein My, denn auch ihr sogenanntes kurzes Licht ist nicht gut eingestellt, und wenn es vorher die linke Lampe war, die mir die Augen ausbrannte, dann wird es jetzt die rechte sein, und ich weiß nicht mehr, was ich noch tun könnte, und was besser wäre, wenn ich aufblende oder wenn ich in dieser Situation nicht aufblende, aber meistens blende ich auf, sollen sie doch auch blind werden, hol der Teufel ihre Mutter.

Diese Situation ist weder für mich gut noch für sie, weder sie sehen gut bei solchen Lichtern noch ich, weil wir nicht auf den Weg leuchten, sondern nur in die Augen der anderen, und so können wir nicht sehen, wohin wir überhaupt fahren, und wir können nicht wissen, was uns dort, wohin wir fahren, erwartet, und natürlich sehen wir auch die Hindernisse nicht rechtzeitig, und das ist nicht mehr nur unangenehm, sondern auch gefährlich, gefährlich für uns selbst und für andere, aber da pfeifen wir drauf, wir stellen die Lampen nicht richtig ein, lieber leuchten wir uns gegenseitig ins Auge, und alle Regeln sind umsonst, denn wir pfeifen auch auf Regeln, lieber zahlen wir dem Polizisten was und brennen einander gegenseitig die Augen aus, und keiner sieht mehr etwas, und wir fluchen nur noch, beleidigen gegenseitig unsere Mütter, unsere serbischen, ungarischen oder rumänischen Mütter, anstatt dass wir die gottverdammten Lampen einstellen würden, denn man kann sie einstellen, jedem Autofahrer wird beigebracht, wie man die Lampen einstellen kann, und falls wir zu blöd sind und es selbst nicht hinkommen, können wir zu einem Mechaniker gehen, der es für uns tut, es kostet noch nicht mal viel, oder jedenfalls nicht so viel, wie die Polizisten zu schmieren, aber das ist uns schon alles egal, wir kümmern uns nicht darum, im Grunde bemerken wir es gar nicht, dass die Lampen falsch leuchten, wir haben uns schon so sehr daran gewöhnt, dass das so läuft, wir denken, das müsse so sein, das Ganze ist halt eine einzige Scheiße, sagen wir und brennen einander gegenseitig die Augen aus, denn wir haben vergessen, wie es ist, wenn die Dinge in Ordnung sind, und wir haben nicht einmal eine Vorstellung davon, wie es sein könnte, wenn wirklich alles in Ordnung wäre.

Aus dem Ungarischen von Terézia Mora

„... aber meistens blende ich auf, sollen sie doch auch blind werden, hol der Teufel ihre Mutter.“

Alles wird anders kommen, ganz anders, doch wusste ich das dort und damals, vor dreißig Jahren, am 15. März 1989 noch nicht.

Damals war es ein Moment der völligen und vollkommenen Freiheit. Der Befreiung. Das Gefühl ist so stark, wie es nur das eines Fünfzehnjährigen sein kann, das des ungestümen, idealistischen, verrückten, verliebten Jungen, der ich war. Ich stehe auf diesem Platz, neben mir die, die ich liebe, was ich ihr aber noch nicht gestanden habe, und ich weiß noch nicht, dass sie in gar nicht so ferner Zukunft meine Frau sein wird, da stehen wir also, in Erwartung der ersten freien Feier zum 15. März.

Dieser Feiertag, der Jahrestag der ungarischen Revolution von 1848, war in Ungarn vierzig Jahre lang verboten und dort, woher wir kommen, aus Siebenbürgen, Rumänien, war er noch mehr verboten. Völlig und vollkommen.

Doch das hat nun ein Ende, wir sind schon seit sieben Monaten in Ungarn, noch dazu im westlichen Teil des Landes, in Szombathely, nahe der österreichischen Grenze. Der Eisernen Vorhang steht noch, die Grenze steht noch, und wie – bei einem Ausflug erschreckt sie uns fast zu Tode, als wir nach einem mehrstündigen Picknick feststellen, dass wir uns aus Versehen auf den Grenzstreifen verirrt haben. Informiert werden wir durch ein zuvor unbemerktes Schild, das uns vor Schüssen warnt, die hier ohne Vorwarnung abgefeuert werden dürfen. Wir wissen noch nicht, dass der Eisernen Vorhang in einem halben Jahr zerrissen wird, wissen noch nicht, dass wir uns bald als Erinnerung kleine Stacheldrahtstücke aus ihm herauschneiden werden. Wir sind uns noch nicht ganz sicher, dass das System zusammenbrechen wird, doch spüren wir schon, dass es wankt, schließlich stehen auch wir hier auf dem Platz.

Wir stehen da, in Erwartung der Feier, trauen uns noch nicht, uns an der Hand zu fassen, unseren Handrücken berühren sich trotzdem mehrmals beinah, die Wärme dieser Beinahberührung lässt die Haut angenehm kribbeln, Schaudern und freudige Erregung durchfahren Unterarm, Oberarm, Schulter, bahnen sich ihren Weg bis zum hämmernden Herzen.

Wir stehen in der Menschenmenge, die immer dichter wird, beobachten, wie sich viele nicht trauen, den Platz zu betreten, sie verharren zunächst voller Angst in den Hauseingängen und Nebenstraßen, sammeln Mut.

Mir kribbeln die Arme, kribbelt der Rücken, ich blicke zu der, die ich liebe, zu ihrer weißen Bluse, ihrem schönen Hals mit dem feinen Flaum und denke dabei daran, was mein Vater vom Generaldirektor des Fleischverarbeitungsbetriebes, einem Mitglied der Arbeiterwache, erzählt hat. Sie waren sich zwei Tage zuvor begegnet, und da sagte der Mann zu ihm: „Wenn die irgendetwas versuchen, erteilen wir den Schießbefehl“.

Die, denke ich. Das sind jetzt wir. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich aus freien Stücken bei einer Massenveranstaltung, bin von allein gekommen, nicht hergetrieben worden, um zusammen mit anderen die jubelnde Masse zu bilden, niemand der um mich herum Stehenden muss verlogene Parolen rufen, niemand muss so tun, als liebte er das und den, was und wen er eigentlich voller Hass fürchtet.

Sie werden keinen Schießbefehl erteilen, ich weiß, dass sie es nicht tun werden, denke ich, und mir fällt die Munition ein, die ich gemeinsam mit meinen Freunden Jahre zuvor aus der Mauer des Schießstandes der Armee gepulvt habe und auch an die Patronen von Maschinengewehren, die wir damals wie Schätze untereinander tauschten. Spitze, scharfe Patronen mit Messinghülsen, ich habe mir oft vorgestellt, wie sie menschliches Fleisch durchdringen, wie sie Knochen zertrümmern.

Wir stehen da, in Erwartung der Rede und auch der Hymne, um sie endlich einmal frei singen zu dürfen.

Es ist Frühling, die Freiheit ist so süß und geheimnisvoll wie bald die Liebe sein wird, ich spüre ihren Geschmack auf den Lippen, der Zunge, am Gaumen.

Frei zum Himmel blicken, frei die Luft einatmen, frei verliebt sein, den Mut sammeln, den es für Freiheit und Liebe braucht. Für die Liebe in Freiheit.

Er steht in der Zeit still, dieser Moment, voller Versprechen und Möglichkeiten, und ich glaube, ja, bin mir ganz sicher, dass jeder genauso empfindet wie ich. Unsere Hände berühren sich beinah und die, die ich liebe, sieht mich an, lächelt. Wir haben das Leben vor uns. Ein Leben in Freiheit.

Ich bin fünfzehn Jahre alt, hoffnungsvoll und naiv, ich habe keine Ahnung von Ungarn, von den verschwiegenen Geheimnissen der Vergangenheit, von Angst und Verrat, den Selbsterhaltungslügen der Macht, auch davon nicht, dass alles anders kommen wird, ganz anders.

Ich beschließe, diesen Moment nie zu vergessen, den Moment der bewusst erlebten Freiheit, den Beginn meines Erwachsenenlebens. Ewig ist er, rein und unvergesslich. Ich spüre, dass ich zu ihm, egal, was später kommen mag, immer werde zurückkehren können, um aus ihm Kraft zu schöpfen.

Aus dem Ungarischen von Tímea Tankó



György Dragomán, geb. 1973 in Târgu Mureș/Rumänien, siedelte 1988 nach Ungarn über, studierte Englisch und Philosophie und promovierte zu Samuel Becketts Roman „Watt“. Er arbeitet als Webdesigner, Filmkritiker und Übersetzer. Sein Roman „Der weiße König“ erhielt international hervorragende Kritiken und wurde in 30 Sprachen übersetzt. 2019 erscheint sein Buch „Löwenchor“.

„... freudige Erregung durchfahren Unterarm, Oberarm, Schulter, bahnen sich ihren Weg bis zum hämmernden Herzen.“



Pavla Holcová ist eine investigative Journalistin und Gründerin von investiace.cz mit Sitz in Prag. Zusammen mit dem ermordeten slowakischen Journalisten Jan Kuciak untersuchte sie Verbindungen zwischen dem Ministerpräsidenten Robert Fico und 'Ndrangheta, der mächtigsten italienischen Mafia-Organisation. Davor arbeitete sie sechs Jahre lang bei People in Need als Leiterin der kubanischen Abteilung.

www.investigace.cz

2018 – Das Jahr, in dem wir erwachsen wurden

I.

Am 26. Februar rief mein slowakischer Kollege an. Etwas Furchtbares sei passiert. Bis dahin ahnte ich nicht, wie finster das Furchtbare sein kann.

Es war der Mord an meinem Kollegen und Freund János Kuciak. In den letzten achtzehn Monaten hatten wir gemeinsam über das Eindringen der italienischen Mafia in slowakische Regierungsstellen recherchiert. Hatten fast jeden Tag miteinander gesprochen. Seine letzte Nachricht erreichte mich nur wenige Stunden vor seiner Ermordung.

Der Mord an János und seiner Freundin Martina erschütterte nicht nur die slowakische, sondern auch die tschechische Gesellschaft. In dieser Hinsicht hatte sich der Auftraggeber gewaltig verschätzt. Er hatte angenommen, ein Mord an einem jungen Journalisten, dessen Namen nur bestimmte Leserkreise kennen, würde ohne größere Aufregung durchgehen. Doch da hatte er sich geirrt. Zum Glück.

János und seine Freundin lebten zu bescheiden, als dass man der Öffentlichkeit einen Bären vom bestechlichen Journalisten oder Auftragschreiber hätte aufbinden können.

János war zu jung, um in irgendwelche politischen Spielchen verwickelt zu sein. Und so konnte sich keiner erdreisten, über die möglichen Beweggründe für seine Recherchen über die Korruption der Mächtigen und den Dreck der Unantastbaren zu spekulieren.

Martina war eine gefragte Archäologin, und keiner konnte erzählen, sie wäre in Kämpfe um Macht, Bestechungsgelder oder Ähnliches involviert, das als Motiv für einen Auftragsmord hätte dienen können.

Außerdem wollten die beiden ein paar Wochen später heiraten. Jedem war klar, wie ungerecht und furchtbar dieser Mord für die beiden jungen Menschen und für die ganze Gesellschaft war.

II.

Vor dem Mord an János und Martina ahnten wir Journalisten (vor allem die investigativen) nicht, wie die Gesellschaft zu uns stand. Der tschechische Präsident Miloš Zeman hatte bei einer öffentlichen Veranstaltung mit einer Waffenatlatrappe in der Hand posiert, auf der stand: „Für die Journalisten“. Und alle fanden es lustig. Ähnlich hatte er auch mit Vladimir Putin gewitzelt, Journalisten gehörten eliminiert. Der damalige slowakische Ministerpräsident Robert Fico hatte Journalisten als Pressenutten, Hyänen und Staatsfeinde bezeichnet.

Außerdem hatten wir lange, komplizierte und pessimistische Texte über den Raubbau am Staat geschrieben, die keine einfachen Lösungen, geschweige denn das Versprechen einer besseren Zukunft verbreiteten. Als Journalisten waren wir damals durch eine existenzielle Krise gegangen. Warum taten wir, was wir taten, für welchen Preis wollten wir es tun – und war überhaupt jemand an unserer Arbeit interessiert?

Aber dann kam die Antwort: Ein Journalist wurde ermordet und die Menschen gingen auf die Straße. Sie verlangten eine unabhängige Untersuchung, den Rücktritt des Polizeipräsidenten und schließlich auch die Abdankung von Ficos Regierung. Jeden Freitag demonstrierten die Menschen, und sie wurden nicht weniger. Im Gegenteil. Auch Bürger, die nicht aus Bratislava kamen, sondern aus kleineren Städten – aus Gegenden also, die Robert Fico und seine Partei SMER (Richtung) bis dahin für ihre Bastion hielten – brachten ihren Unwillen zum Ausdruck.

Eine der Losungen, die zum Motto der Demonstrationen „Für eine anständige Slowakei“ wurden, lautete: „Wir sind die, auf die wir gewartet haben“. Die Gesellschaft begriff, dass sie eine viel größere Macht in den Händen hielt, als sie bis dahin gehnt hatte. Sie emanzipierte sich. Sagte ihre Meinung.

Schließlich dankte die Regierung ab, und nach dem Rücktritt des Polizeipräsidenten nahmen die Ermittlungen an Geschwindigkeit zu. Vier Personen wurden festgenommen und wegen Anstiftung zum Auftragsmord angeklagt. Im Moment warten sie in slowakischen Gefängnissen auf ihre Gerichtsverhandlung. Unter ihnen ein ehemaliger Polizist, ein Soldat und die Partnerin eines mächtigen Geschäftsmannes – Menschen wie er galten bis vor Kurzem als unberührbar.

Die Frage nach dem Auftraggeber bleibt allerdings offen. Obwohl die Polizei einen Hauptverdächtigen hat, wurde dieser bis jetzt nicht angeklagt. Dabei muss er nicht unbedingt allein gewesen sein. Die Linie zwischen organisiertem Verbrechen, Politik und Geschäftsinteressen ist in der Slowakei äußerst dünn und unscharf.

Aber schon die Verurteilung des Täters wird einen großen symbolischen Wert haben. Einerseits, weil nur sehr wenige Journalistenmorde überhaupt untersucht und die Täter und Auftraggeber noch seltener schuldig gesprochen werden.

Andererseits auch, weil die Wunde, die der Mord an zwei jungen Menschen in der slowakischen Gesellschaft hinterlassen hat, dadurch vielleicht endlich zu heilen beginnt. Dabei geht es nicht nur um uns Journalisten. Wir, die wir János und Martina persönlich kannten, werden vielleicht eines Tages gelernt haben, mit diesem Verlust zu leben. Damit abfinden werden wir uns nie. Vor allem anderen aber geht es um die Gesellschaft selbst, die ihren Glauben an den Rechtsstaat und das gerechte Funktionieren der Institutionen wiedergewinnen kann.

III.

Der Schmerz über den Verlust von János kehrt immer wieder zurück, intensiv, oft aus heiterem Himmel. Ich schaffe es, Texte zu bearbeiten, in denen es um die Art und Weise geht, wie János und Martina umgebracht wurden, ich kann mit ihren Geschwistern sprechen, die Profile der Mörder studieren. Dann aber kommt mir ein kurzes Video von einer Geburtstagsfeier in die Hand, wo für eine halbe Sekunde János leises und herzliches Lachen erklingt, und die Aufnahme wird plötzlich zum traurigsten und hoffnungslosesten Streifen der Welt.

Manchmal werde ich gefragt, ob ich dem Mord auch etwas Positives abgewinnen kann. Nein. Kann ich nicht. Ich habe begriffen, dass es tiefschwarze Wolken gibt, die keinen Silberrand haben.

Trotzdem halte ich die Tatsache, dass sich Tausende von Menschen hinter uns Journalisten gestellt haben, für das wichtigste Ereignis des letzten Jahres. Eines Jahres, in dem wir unsere Naivität und Sorglosigkeit eingebüßt haben, eines Jahres, das uns als Gesellschaft gezwungen hat, erwachsen zu werden.

Aus dem Tschechischen von Eva Profousová

Folgt man der Herkunft des Wortes, landet man bei Gürteln, synonym Streifen. Im Allgemeinen geht man von Gebieten aus, die sich äußerlich wahrnehmbar voneinander unterscheiden, streng genommen jedoch als Teile eines Ganzen zusammengehören. Bereits hier reicht die Spannweite von gemäßigt über baumlos bis zu entmilitarisiert. Das Konzept lässt sich nahtlos übertragen auf andere Bereiche, sofern sie nur räumlich sind, nehmen wir ruhig die erogene Zone. Es braucht lediglich eine von ihrer Umgebung sich abhebende Fläche oder Schicht und das entsprechende sich unterscheidende Merkmal.

In einer lexikalisch festgelegten zweiten Bedeutung verweist Zone auf die Befehls- und Einflussbereiche der Siegermächte, in die Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg aufgeteilt worden war. Sofern im Singular und mit bestimmtem Artikel, verkürzt man die Sowjetische Besatzungszone zu Zone. Allein in dieser Bedeutung wirkt sie umgangssprachlich fort. Zonengrenze meint immer die frühere Grenze zur DDR, Zonenrandgebiet das sich entlang dieser Grenze erstreckende Gebiet. Zone ohne Artikel wird hier zu einem Wort für ein Lebensgefühl.

Zone heißt, über sich zu sprechen wie über ein Phänomen. Zone ist, woher man kommt und sich womöglich nach wie vor befindet, ein Dasein, über das man sich ironisch hinwegsetzt, eine Außensicht der Innenwelt, ein Paradoxon, normalerweise schaut man nicht auf und aus sich zugleich. Als sähe man sich eine im Bernstein eingeschlossene Inkluse an.¹ Zone hängt einem nach, bricht man aus ihr auf, wird man weiterhin von den Bedingungen ausgewiesen, selbst wenn man es aus Neugier tut. Denen, die zuziehen, bietet sie dafür einen Neuanfang. Zone ist übertragbar auf andere Gegenden und ihre Bewohner, etwa die Welt der Indianer, die in Reservate gesperrt wurden, wie auch der Südstaaten, die den Unabhängigkeitskrieg verloren hatten, nicht zuletzt des Pionierlandes, das Goldgräber und Abenteurer anlockte, die die Einheimischen aus ihrem angestammten Gebiet verdrängten, indem sie ihnen die Lebensgrundlagen nahmen.² Zone, erklärte mein marokkanischer Nachbar mir im französischen Studentenwohnheim, macht euch bis heute sichtbar, ihr färbt eure Haare und kleidet euch farbiger. Zone war das Areal einer Jugend, die sich von einer Stuttgarter oder Münchner Jugendkultur derart unterschied, dass man für seine Überzeugung entweder zusammengeschlagen wurde oder andere zusammenschlug. Als Gegensatz

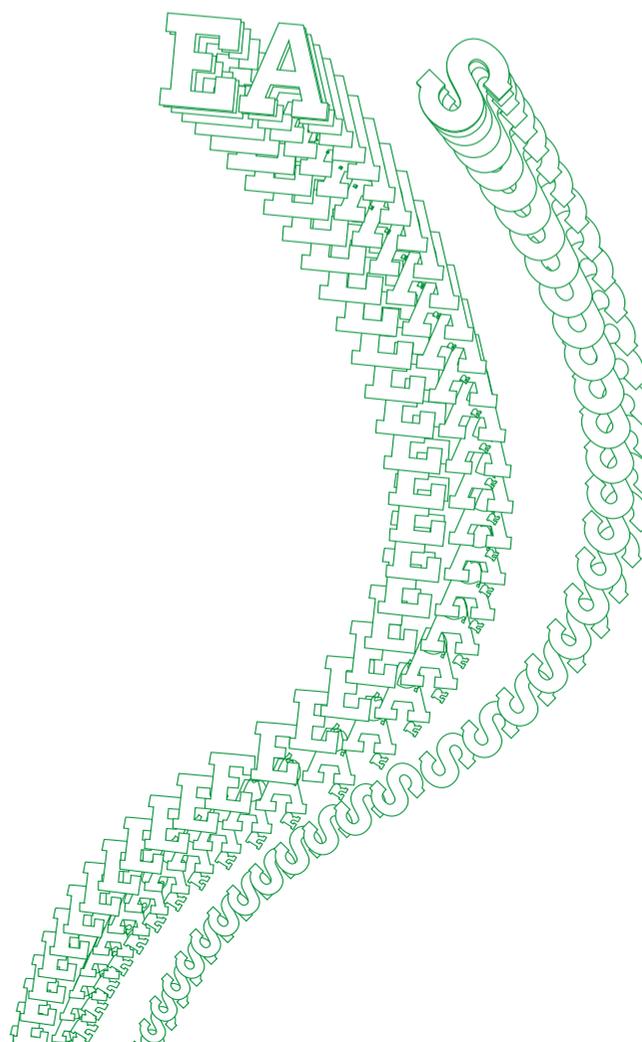
zur Selbstsicherheit einer niemals hinterfragten Welt kann sie zu einer Erfahrung werden, die es einem ermöglicht, die Prägung zu ändern, verbunden mit dem Wissen, sich seiner niemals sicher zu sein. Die Erfahrung, sich im Gegensatz zu einer niemals hinterfragten Welt seiner nicht mehr sicher zu sein, ist unangenehm und führt nicht zur Zufriedenheit. Zone öffnet den Raum

„Als sähe man sich eine im Bernstein eingeschlossene Inkluse an.“¹“

für eine Gefühligkeit, die einem den Freibrief ausstellt, denen zu folgen, die daraus national befreite Zonen machen. Und endlich gibt es wieder einen Plural! Zone galt von drüben betrachtet als nettes gesellschaftliches Experiment, dem mancher mit Sympathie zusah, perfekte Laborbedingungen, denn es kam ja niemand raus. Allerdings sind die Nachwirkungen nicht ohne, denn mit dem Mauerfall ist zwar auch die BRD als Teil eines größeren Ganzen wieder zur Zone geworden, jedoch nimmt sie diese neue Rolle nur sehr zeitverzögert an. Zone bleibt offen für Zuschreibungen, die sie am Verschwinden hindern. Relativ neu sind die Naturschutzzonen als grüne Gürtel der ehemaligen Grenze, wo Gras über die Sache wächst, einfach Gras, das sich wortlos zwischen die Ritzen einer jeden Betonplatte schiebt. Ein Gürtel dient dem Zusammenhalt. Um ihn zu schließen, muss nur an einer Stelle eins ins andere greifen.



Kerstin Preiwuß, 1980, studierte Germanistik, Philosophie und Psychologie, promovierte über deutsch-polnische Ortsnamen und ist Absolventin des Deutschen Literaturinstituts Leipzig sowie Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland. Für ihr Schreiben wurde sie mit dem Mondseer Lyrikpreis und aktuell mit dem Lyrikpreis Meran und dem Eichendorff-Literaturpreis ausgezeichnet.



¹ Für die Wahrnehmung der Gestalt des zur Inkluse gewordenen Insekts ist die Frage nach dem Innenleben belanglos, zumal dieses längst verrottet ist.

² Seltsamerweise funktioniert der Transfer von der Perspektive der Indianer auf die Perspektive der Südstaatler nahtlos.



Martin M. Šimečka, geb. 1957 in Bratislava, durfte nicht studieren, weil sein Vater, der Dissident Milan Šimečka, die Charta 77 unterzeichnet hatte. Bis Ende der 1980er Jahre arbeitete Šimečka als Verkäufer, Sporttrainer und Heizer und war in der Studentenbewegung aktiv. Seit 1998 war er Chefredakteur der Wochenzeitschrift „Domino Forum“ und später der Wochenzeitschrift „Respekt“, für die er heute als Redakteur tätig ist. Derzeit ist er Mitglied der Redaktion der unabhängigen Zeitung „Denník N“.

1989 war erst der Anfang eines endlosen Kampfes um Demokratie

Am Ende des Jahres 1989 war ich überzeugt, wir würden nie wieder einen dramatischeren Wechsel erleben als den Untergang des Kommunismus.

Es war ein Irrtum: bereits 1992 war die Tschechoslowakei, in der ich geboren wurde, zerfallen. Nur ein paar Jahre später befand sich die slowakische Gesellschaft mitten in einem dramatischen Gefecht um ihre demokratische Zukunft. Die beiden historischen Brüche, wie räumlich begrenzt sie auch waren, gingen mir viel tiefer unter die Haut als der Fall des Eisernen Vorhangs. Heute, dreißig Jahre später, beobachte ich mit Staunen, wie die westliche Zivilisation ins Zittern gerät unter dem Ansturm von Lüge und Demagogie, die ich aus den Zeiten der Diktatur kenne. Aus der Entfernung sieht es so aus, als hätte 1989 lediglich den Startschuss für eine überstürzte Entwicklung der Geschichte gegeben, in die wir hineingeschlittert sind, ohne zu ahnen, dass Demokratie auch verlieren kann.

Wenn ich heute die Briten betrachte, die den Brexit gewählt haben, die Amerikaner, die für Donald Trump gestimmt, die Italiener, die sich für die Populisten entschieden oder die Ungarn, die unter Viktor Orbán bereits einige ihrer Freiheiten eingebüßt haben, dann bin ich geradezu verwundert, dass die Slowaken immer noch eine relativ funktionierende Demokratie am Laufen halten. Dafür gibt es allerdings eine Erklärung: Sie wissen nur zu gut, dass sie sie vor zwanzig Jahren beinahe verloren hätten.

In den ersten Jahren nach dem Untergang des Kommunismus mussten die Slowaken einige Traumata bewältigen. Im Unterschied zu den Tschechen, mit denen sie im gemeinsamen Staat gelebt hatten, war ihnen der Kommunismus relativ gut in Erinnerung geblieben. Sie verbanden das damalige Regime mit gestiegenem Lebensstandard und schneller Modernisierung ihrer etwas rückständigen, in erschwerten Bedingungen einer bergigen Landschaft lebenden Nation.

1989 begrüßten die Slowaken zwar die Freiheit, sie rechneten aber nicht mit dem rasch sinkenden Lebensniveau, das die Wirtschaftsreformen begleitete. Das machte ihnen Angst, und die Angst mündete in Wellen von Nationalismus. Dieser führte zum Zerfall der Tschechoslowakei, so dass sich die überraschten Slowaken 1993 in einem selbständigen Staat mit Vladimír Mečiar an der Spitze wiederfanden, einem chaotischen Diktator und notorischen Lügner, der perfekten Vorwegnahme von Donald Trump.

Ein Teil der Nation liebte ihn, weil er versprochen hatte, sie vor dem Kapitalismus zu schützen, er aber verschenkte die Staatsbetriebe an seine Freunde. Die Slowakei nahm so eine Entwicklung vorweg, die ein Vierteljahrhundert später auch andere Länder durchlaufen sollten.

Anhand dieses slowakischen Phänomens prägte Fareed Zakaria seinen Begriff der „illiberalen Demokratie“, den heute Viktor Orbán so stolz im Munde führt. Und die damalige amerikanische Außenministerin Madeleine Albright nannte die Slowakei „das schwarze Loch Europas“.

Das Land verstand allmählich, dass seine demokratische Zukunft samt der EU-Mitgliedschaft bedroht war. Da wachten die demokratischen Eliten auf – Künstler, Journalisten, Bürgeraktivisten wie auch die politische Opposition – und mobilisierten die Gesellschaft, um in den Wahlen von 1998 Mečiar eine Niederlage zuzufügen.

Mit Erfolg. Diese Erfahrung stellt bis heute ein Schlüsselereignis dar. Der Sieg über den Diktator machte die Slowaken zu einer politischen Nation, die begriffen hat, dass sie zu Europa gehört – und dass sie die Demokratie zum Überleben braucht.

2004 trat das Land gemeinsam mit weiteren Nationen des mittleren und östlichen Europas der Europäischen Union bei. Das allein war schon eine große Sache, die Slowaken aber hatten das Bedürfnis, ihre Zukunft durch eine tiefere Integration abzusichern – und nahmen als einziger mitteleuropäischer Staat 2009 die EU-Währung an.

Bis zu diesem Punkt sieht das Ganze wie eine erfolgreiche Story über eine kleine Nation aus, die nach der ihr von der Geschichte dargebotenen Chance griff und sie in bare Münze umwandelte. Inzwischen ist jedoch auch die Verletzlichkeit und Anfälligkeit der slowakischen Demokratie zu sehen. Der im letzten Jahr ermordete investigative Journalist Ján Kuciak war bekannt für seine Recherchen über die Korruption unter Politikern, auch solchen, die in der Regierung sitzen.

Seine Ermordung rief die größten Demonstrationen seit 1989 auf den Plan. Organisiert wurden sie von jungen Menschen, die bereits in die Freiheit hineingeboren worden waren. Sie schafften es, einen großen Teil der Gesellschaft zu mobilisieren, und heute wissen wir alle, dass der Kampf um die Demokratie kein Ende hat und dass ihr Sieg nie im Voraus verbrieft ist.

Es war ein seltsames Gefühl, dreißig Jahre nach der Wende gemeinsam mit anderen Menschen auf öffentlichen Plätzen zu stehen und nach Anstand und Demokratie zu rufen.

In dem Moment verstand ich, welcher Fehler uns unterlaufen war, als wir im November 1989 Demonstrationen organisierten und die Verantwortung für die Zukunft unseres Landes in

„... unter dem Ansturm von Lüge und Demagogie, ...“

unsere Hände genommen hatten. Wir unterlagen der Illusion, Demokratie sei ein natürliches System, das sich von allein vervollkommen würde. Wir waren zutiefst überzeugt, dass, wäre die Demokratie einmal eingeführt, sie nie in ein autoritäres Regime umkippen könne. Denn wir waren uns sicher – so konnte man es schließlich auch bei Francis Fukuyama in seinem berühmten Text über das Ende der Geschichte nachlesen –, dass es zur liberalen Demokratie keine Alternative geben kann.

Letztendlich lebte auch der Westen in dieser Illusion. Doch das entschuldigt uns nicht. Seit ein paar Jahren gehen in der Slowakei, von konspirativen Medien und Populisten verbreitet, Niedertracht und Lüge umher. Der Kampf um Wahrheit und Demokratie wird zwar in der gesamten westlichen Zivilisation geführt, er muss aber von jeder Nation allein ausgefochten werden. Die Slowakei wäre heute besser dran, wenn wir 1989 begriffen hätten, dass dieses Jahr nicht das Ende des Kommunismus bedeutete, sondern den Anfang eines langen Kampfes. Wenn wir verstanden hätten, dass Demokratie alles andere als selbstverständlich ist.

Aus dem Slowakischen von Eva Profousová

Menschen des Wortes

An jenem Tag, als über die neue Welt Gott sein Gesicht neigte, da wollte das Wort der Sonne Lauf aufhalten, wollten ganze Städte zerstören Wortes Gewalten.

Vor mir liegen zwei Fotos aus dem Familienarchiv, auf denen ich Szenen einer halblegalen antikommunistischen Demonstration sehe – sie fand am 7. Juli 1988 vor dem Hauptgebäude der Universität in Lemberg statt. Auf dem ersten ist ein Grüppchen von Menschen auf dem Sockel des Iwan-Franko-Denkmal zu sehen, die Organisatoren, auf dem zweiten eine gewaltige Menschenmenge ringsum, so dichtgedrängt, dass einem angst und bange wird.

Hauptthema der Demonstration ist das Wort: Gefordert werden mehr Rechte für die ukrainische Sprache und die Errichtung eines

Ansichten ins Gefängnis zu wandern,“ sagt sie jedes Mal, wenn wir uns diese Fotos ansehen.

Früher als sie geboren war unter den Anwesenden nicht nur Wjatscheslaw Tschornowil, sondern auch Serhij Paradschanow, ein herausragender, der Ukraine verbundener armenischer Regisseur. 1965, bei der Premiere seines genialen Films „Die Schatten der vergessenen Ahnen“ (*Shadows of Our Ancestors* oder *Wild Horses of Fire*) in Kiew, bat Tschornowil das Publikum, sich aus Protest gegen die Verhaftung ukrainischer Intellektueller von ihren Plätzen zu erheben. Die Mehrzahl derjenigen, die aufstanden, kamen früher oder später ebenfalls ins Gefängnis.

Die Menschen mit den verbissenen Gesichtern, die auf der ersten Fotografie zu sehen sind, haben ebenso wie diejenigen, die in Massen gekommen sind, um ihnen zuzuhören, keine Ahnung, dass in drei Jahren die Sowjetunion zusammenbrechen wird. Als die Versammlung zu



10

Żanna Słoniowska, geb. 1978 in Lemberg, ist eine in der Ukraine geborene polnische Schriftstellerin. Für ihren Roman „Dom z witrażem“ („Das Licht der Frauen“, Kampa Verlag 2018) erhielt sie 2015 den Znak-Literaturpreis und 2016 den Joseph-Conrad-Preis für das beste polnische literarische Debüt. Der Roman war auf der Shortlist für den Nike Award 2016.



Denkmals für den Dichter Taras Schewtschenko. Außerdem ist von den Menschenrechten die Rede. Die freie Ukraine wird nicht erwähnt: dieser Traum ginge zu weit. Nicht auf dem Bild ist Wjatscheslaw Tschornowil, Organisator der Versammlung, Journalist und Dissident, der für seine allzu dreisten Äußerungen und Artikel mehrere Male in Lager in Mordowien und Jakutien verbannt war. Der Mann ganz rechts ist Iwan Makar, der Leiter der Versammlung. Die am weitesten rechts stehende Frau ist Wiktorija Andrejewa – zum Zeitpunkt der Aufnahme 31 Jahre alt, zehn Jahre jünger als ich heute, ihr Gesicht kommt mir sehr jugendlich vor. Auch sie ist Journalistin und dazu die zweite Leiterin der Versammlung, im Privatleben ist sie meine Mutter. „Ich bin ein paar Jahre zu spät geboren, um für meine

Ende geht, holen sie die unter den Jacken versteckten, verbotenen gelb-blauen Flaggen hervor, einige Dutzend Personen landen im Arrest. Der Anführer Iwan Makar wird das nächste halbe Jahr im Gefängnis verbringen, und meine Mutter wird die folgenden sieben Abende zum Verhör auf die Staatsanwaltschaft geladen werden.

Und was tue ich an jenem schönen Julitag? Ich bin elf Jahre alt und verbringe die Ferien mit meinem Vater am Meer – wir sind allein geflogen. Mutter wird später nachkommen, sie hat in Lemberg etwas zu tun, von dem man nicht laut spricht. Ganze Tage verbringe ich beim Tauchen und nutze es aus, dass mein Vater nicht besonders gut auf mich aufpasst. Er sonnt sich am Strand und hat keinen Schimmer davon, dass er wenige Monate später, nachdem Mutter auf

weiteren Demonstrationen aufgetreten ist und weitere Artikel geschrieben hat, vom KGB vorgeladen und ihm ein Ultimatum gestellt wird: Entweder lässt du dich von deiner Frau scheiden oder du verlierst deine Stelle. Mein Vater arbeitet im Lemberger Apparat der Kommunistischen Partei, 1988 glaubt er, die Partei würde ewig existieren.

Im warmen Meer zu tauchen, zwischen Unterwasser-Felsen dahinzugleiten, ist ein Traum. Unser Urlaubsort ist Sudak, ein Städtchen auf der Krim, die zur unabhängigen Ukraine gehören wird, bis sie 2014 von Russland annektiert wird. Auf der Krim wurde der Schriftsteller und Regisseur Oleh Senzow geboren, mein Altersgenosse, der nach einer fingierten Anklage wegen Terrorismus 2014 zu zwanzig Jahren in einem russischen Lager verurteilt wird. Senzow macht lustige Filme und schreibt surrealistische Erzählungen, auch jetzt im Lager versucht er sich durch das Schreiben zu retten – die sicherste Zuflucht vor der Unterdrückung, die Menschen des Wortes offen steht.

Wasył Stus, der bei der Premiere des Filmes 1965 ausrief: „Wo ist die Wahrheit? Warum ist es nicht erlaubt, die Wahrheit zu sagen?“ konnte sich nicht durch das Schreiben retten: Die Wärter des russischen Gefängnisses, in das er für seine Dichtung gesteckt wurde, vernichteten demonstrativ die Sammlung seiner 300 Gedichte. Stus starb 1985 hinter Gittern, also drei Jahre vor dem Ereignis, das ich hier beschreibe, und sechs Jahre vor dem Untergang des Imperiums.

Ganze Städte zerstören Wortes Gewalten. Der am Anfang zitierte Nikolaj Gumiljow hatte keine Gelegenheit mehr, viel über die Bekämpfung des sowjetischen Totalitarismus durch das Wort zu erfahren, denn er selbst – Aristokrat, Reisender und Dichter – wurde von den Schergen dieses Systems gleich zu Anfang ihrer Geschichte ermordet. Das war 1921. Seine letzte Ruhestätte ist, so wie die meines Urgroßvaters, unbekannt.

Aus dem Polnischen von Olaf Kühl

„... holen sie die unter den Jacken versteckten, verbotenen gelb-blauen Flaggen hervor und einige Dutzend Personen landen im Arrest.“



Die friedlichen Revolutionen

Die friedliche Revolution von 1989 – der Herbst der Völker – hat die Welt Mitteleuropas verändert, so dass sie kaum wiederzuerkennen ist, und sie hat die Generation meiner Eltern geprägt. Die Interpretation und Bewertung der vergangenen dreißig Jahre bestimmt bis heute die öffentliche Diskussion in Polen und die Streitigkeiten der beiden großen politischen Lager: der Regierung und der liberalen Opposition.

Immer mehr Menschen finden sich wieder in den Streitigkeiten darüber, wer Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes war und wer Erlöser des Volkes, wer sich am Staatsvermögen bereichert hat und ob man die Massenarbeitslosigkeit in der Epoche der Transformation hätte vermeiden können. Ihre wirtschaftliche Situation hängt mit dem Arbeitsmarkt des vergangenen Jahrzehnts zusammen und nicht mit Entscheidungen aus der Zeit der „Schocktherapie“. Ihre Lebensperspektiven gehören zur aktuellen Konjunktur und Sozialpolitik des gegenwärtigen Staates. Ihre Bestrebungen werden letztlich vom „realen Kapitalismus“ des vereinigten Europas bestimmt, und nicht von den Fantasien und Träumen ihrer Eltern von einem imaginierten Westen der achtziger Jahre.

Sollten wir uns also „für die Zukunft entscheiden“ und anerkennen, dass das Jahr 1989 und die darauffolgenden Jahre ein Thema für Museumsausstellungen und Jahrestagsfeiern sind? Keineswegs! Während wir die postsozialistische Transformation zu einem semi-peripheren Kapitalismus recht erfolgreich durchgeführt haben, bleibt die politische Revolution von 1989 unvollständig und unabgeschlossen. Solange wir daraus keine Konsequenzen ziehen, kommen wir nicht voran.

Die Polen wollten weg von der unergiebigem zentralen Planwirtschaft, wollten sich dem Westen zuwenden, der parlamentarischen Demokratie, der Meinungsfreiheit und dem Pluralismus. All das haben sie zum Großteil bekommen, obwohl die Verteilung der positiven Aspekte sehr ungleich war und die gesellschaftlichen Kosten – insbesondere für die ländlichen Gebiete und die Klasse der Industriearbeiter – gewaltig. Bedeutsamer aber als eine Bilanz und die Ergebnisse war vielleicht doch der Verlauf des Prozesses selbst.

Die politische Wende ist auf friedliche Weise vor sich gegangen, aber gleichzeitig *von oben* – nicht nur der Runde Tisch war ein Überkommen mit den Eliten, auch nach 1989 versuchten die Befürworter des Systemwandels eher, die gesellschaftlichen Stimmungen zu unterdrücken und kritische Stimmen zu ersticken, statt die Bürger zur schöpferischen Partizipation von unten anzuhalten. Die Polinnen und Polen sollten sich als Unternehmer und Mitar-

beiter voller Initiative verwirklichen, auf dem freien Markt zurechtkommen, Wohlstand für ihre Familien aufbauen, Polen reich und modern machen. Auf eigene Rechnung und *auf eigene Verantwortung*. Der radikale gesellschaftliche Wandel verlief unter der Schirmherrschaft der katholischen Kirche, die – zusammen mit den konservativen Eliten – die Diskussion *über die Weltlichkeit des Staates, die Rechte von Frauen und Minderheiten blockierte*. Schlussendlich bestand der Integrationsprozess mit der Europäischen Union hauptsächlich in der *Imitation* eines fertigen wirtschaftlichen und politischen Musters sowie in der Anpassung an vorgegebene technokratische Regeln.

Es lässt sich darüber streiten, inwieweit das eine Wohltat war, inwieweit eine Notwendigkeit und inwieweit es sich um ganz gewöhnliche Fehler und Vernachlässigungen handelte. Eins aber ist sicher: Nach einem Vierteljahrhundert sind die Ansprüche der Polen gestiegen. Dies wird begleitet von einem sehr kritischen Verhältnis zum Staat und seinen Eliten. Aus Untersuchungen geht hervor, dass die Polen das Ausmaß und die Rechtmäßigkeit von ungleichen Einkünften gleichermaßen negativ bewerten wie das Niveau und das Ethos der politischen Eliten, ebenso die Umsetzung des Prinzips der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz. All das stellt die Legitimation der Dritten Polnischen Republik stark infrage und hat dem Lager von Jarosław Kaczyński die Machtübernahme erleichtert. Und es erschwert einen Machtwechsel unter dem Motto „zurück zu dem, was früher war“.

Die Politik von oben muss stärker ersetzt werden durch die Partizipation auf lokaler Ebene (Bürgergespräche, starke Selbstverwaltungen), aber auch durch die Rehabilitation von Gewerkschaften, insbesondere im Privatsektor. Das Prinzip, dass „jeder seines eigenen Glückes Schmied ist“, muss einer aktiven Entwicklungspolitik des Staates weichen, der für die Einbeziehung der Provinz sorgt und dafür, dass die gesellschaftlich wertvollste Arbeit, die Arbeit in den Bereichen Erziehung und Pflege, gleichzeitig ein hohes Prestige und einen hohen Status zugesprochen bekommt. Der geheuchelte Konsens der Eliten um „traditionelle Werte“ muss einem Recht weichen, dass die reale weltanschauliche Neutralität des Staates garantiert und die Bürgerrechte sowie die Vielfalt der Lebensstile über die konservative Konvention stellt. Schlussendlich muss die Regierung von der Phase der einfachen Implementierung von *acquis communautaire* und der Blockade von Integrationsfortschritten übergehen zur aktiven Gestaltung von Polens Platz in Europa.



Michał Sutowski, 1985, studierte Politikwissenschaften und ist als Publizist, Redakteur und Übersetzer aus dem Deutschen und Englischen tätig. Seit 2007 ist er Aktivist von „Krytyka Polityczna“ in Warschau und Koordinator des Institute for Advanced Studies. Im Jahr 2017 erschien sein Buch „Rok dobrej zmiany“ (Das Jahr des guten Wandels).

Eine Politik von und für die Bürger, Solidarität und Kohärenz statt Darwinismus, die Freiheit, seinen Lebensstil zu wählen, ein liberaler Staat, die europäische Integration neu gedacht – dies sind, nimmt man die Ideale der Revolution von 1989 ernst, natürliche Konsequenzen. Und die einzige Chance, dass sie nicht von Populismus, Diktatur, Nationalismus und allen anderen möglichen Folgen unabgeschlossener Revolutionen erstickt wird.

Aus dem Polnischen von Antje Ritter-Jasińska

**„Eins ist sicher:
Nach einem Viertel-
jahrhundert sind
die Ansprüche
der Polen gestiegen.“**



Jáchym Topol, geb. 1962 in Prag, war nicht nur der Star des Undergrounds vor 1989, sondern ist auch heute noch der bekannteste tschechische Autor seiner Generation. Bis 1989 arbeitete er in diversen „Dissidentenberufen“ wie Heizer oder Bauarbeiter. In den 1990er Jahren studierte er Ethnologie und bereiste zwischen 1989 und 1991 als Journalist Osteuropa. 2019 erscheint sein Roman „Ein empfindsamer Mensch“.

„Warum schlug nun das tschechische Pendel nach der verlogenen Intrigantenseite ewiger Angsthasen aus?“

Dreißig Jahre danach. Mit dem Degen.

Dreißig Jahre nach ihrem Debüt kommen Alexandre Dumas' kampferprobte Helden mit dem gleichen Karacho auf die Bühne wie im Band Eins. Ähnlich wie die strapazierten, aber noch lebenden Musketiere kommen mir auch die Nationen vor, die sich vor drei Dekaden aus der Gewaltherrschaft der Sowjetunion befreit haben: hinkende, arg zugerichtete, aber immer noch flinke Fechter auf dem Turnierplatz der europäischen Nationen. Oder doch eher arme Stümper?

Auf einem Turnierplatz?

Wie komme ich darauf?

Die Europäische Union gleicht doch in ihrer Grundidee einem mächtigen Choral, verwebt Freude und Sicherheit miteinander, ist unsere neue Heimat.

Tatsächlich?

Sieht wohl jeder anders.

Zum Beispiel ich ...

Vor dreißig Jahren habe ich meine herrliche Dumas-Zeit genossen, die gespickt war mit Verschwörungen, geheimen Treffen und romantischen Begeisterungsausbrüchen. In einem fort habe ich demonstriert und antikommunistische Flugblätter geschrieben. Und gleichzeitig eine Wahnsinnsangst gehabt, die Fresse poliert zu bekommen oder im Kittchen zu landen, wenn nicht beides.

Daher bin ich als EU-Bürger jetzt so glücklich!

Denn ich habe mich an die Freiheit gewöhnt. Eine solche Gewöhnung kann saugefährlich sein. Aber in meinem heißgeliebten Böhmen ist Freiheit seit fast drei Dekaden eine Selbstverständlichkeit. Wir können tatsächlich sagen, was wir wollen, wir haben keine Zensur und können reisen bis zum Abwinken.

Und frei wählen dürfen wir auch.

Sogar jeden Trottel!

Der pro-russisch, pro-chinesisch und anti-europäisch eingestellte tschechische Präsident Zeman sagte über sein Land: „Ein Drittel der Einwohner ist schwachsinnig. Jeder siebte Bürger ist geisteskrank, dement oder alkoholsüchtig, und die Intelligenz der Hälfte der Population liegt unter dem Durchschnitt.“

Und um sich seine Wiederwahl zu sichern, dachte sich Präsident Zeman – ganz im Geiste der romantischen Literatur – ein fürchterliches Gespenst aus, nämlich eine wunderliche Verschwörung gegen die ganze Tschechische Republik.

Dargestellt von Millionen und Abermillionen exotischer Flüchtlinge, die Einreise in das

– laut Präsident Zeman von vorwiegend demen-tem und alkoholkrankem weißem Pöbel bewohnte – Land begehren.

Sie kommen nicht durch!

Allerdings wurde die Tschechische Republik von keinem einzigen Geflüchteten anvisiert, alle begaben sich schnurstracks in das benachbarte, freundlichere und natürlich auch reichere Deutschland. In Tschechien bekam das aber keiner mehr mit.

No pasarán!

Und Präsident Zeman wurde erneut von etwa drei Millionen meiner teuren Mitbürger zum Präsidenten gewählt, die ja bereits an den Infobeschuss der prorussischen Trolle gewöhnt sind und die EU wohl aus alter Gewohnheit einstiger Leibeigener für eine neue fremde Obrigkeit halten.

So läuft das!

Nach dreißig Jahren Freiheit.

Bei aller Achtung vor der außerordentlichen Fabulierkunst Alexandre Dumas': Auf eine solche Wendung wäre nicht einmal er gekommen.

Während der dreißig Freiheitsjahre wurden uns Tschechen drei Präsidenten beschert.

Unter Václav Havel, dem Dichter, Dramatiker und romantischen Umstürzler, dem Verschwörer gegen das kommunistische Regime und ehemaligen Kriminellen (Dumas würde wohl Galeerensträfling sagen), hat das Land an der Freiheit geschnuppert und seine Wurzeln in der EU und in der Nato geschlagen.

Havels Nachfolger, die Präsidenten Václav Klaus und Miloš Zeman, setzen sich, von ihren russischen Freunden angefeuert, mächtig für eine Spaltung der EU ein.

Warum schlug nun das tschechische Pendel nach der verlogenen Intrigantenseite ewiger Angsthasen aus?

Warum wollen Havels Nachfolger die Europäische Union auf den Knien sehen? Die Erklärung ist mehr als einfach.

Die altgewordenen postkommunistischen und posthavelschen Fechter, sofern Alexandre Dumas den Vergleich erlaubt, würden nämlich (mithilfe von russischen und chinesischen Geldern) am liebsten eine eigene schmutzige, abgeschlagene Provinz regieren.

Menschlich gesehen ist das absolut verständlich.

Es macht doch viel mehr Spaß im vertrauten, vollgerotzten eigenen Hinterhof auf der gemeinen tschechischen Weidenflöte zu pfeifen, als beim Spielen der mächtigen gemeinsamen Europatrompete von wichtigeren, reicheren und hübscheren Staatsfrauen und Staatsmännern übertönt zu werden, die in den paneuropäischen Choral einstimmen.

So einfach ist das.

Darum geht's.

Ganz auf sich gestellt, ohne jene Mithilfe, würden die posthavelschen Präsidenten allerdings nichts bewerkstelligen.

Was geht also in Wirklichkeit vor?

Was läuft hier nach all den Freiheitsjahren ab?

Klügere Köpfe als ich wissen, dass sich das russische Militär bereits auf dem Vormarsch befindet. Der Wunsch, die Europäische Union zu schwächen, die Aggression gegen die Ukraine, all die grausamen und gleichzeitig grotesken Schurkenstreiche um die Krim ... all das gibt den beleidigten isolationistischen Leberwürsten, die das duckmäuserische Luftschnappen unter der Sowjetherrschaft fortsetzen, mächtigen Rückenwind.

Deswegen komme ich mir nach den dreißig Jahren wie in einer Zeitschleife vor.

Als stünde ich wieder am Anfang.

Allerdings mit einer riesigen Veränderung!

Vor dreißig Jahren verkörperte Westeuropa für mich, den hasenfüßigen jungen Mann, der ich war, Freiheit, Ruhe und Frieden, sogar auch Eleganz.

Nur vorsichtig, ganz schüchtern klopfte ich auf den Eisernen Vorhang. Von der falschen Seite, aus dem Käfig.

Und fragte mich, wann ich eins auf meine frechen Finger kriegen werde.

Jetzt aber habe ich keine Angst mehr. Alexandre Dumas ist meine ewige romantische Inspiration geblieben, die sich diesmal in dem platten Wunsch widerspiegelt, mir endlich einen Degen mit scharfer Klinge zu besorgen.

Warum ich keine Angst mehr habe?

Es gibt keine Orte mehr, die ausschließlich gefährlich sind. Wie damals meine Heimat. Und es gibt auch keine Orte mehr, die ausschließlich sicher sind, wie der Rest von Europa damals.

Man kann einfach nirgendwohin mehr flüchten.

Die Kulissen ändern sich, das Antlitz des Landes wandelt sich in einem solchen Tempo, dass ich es nicht einmal schaffe, mich vor etwas zu fürchten.

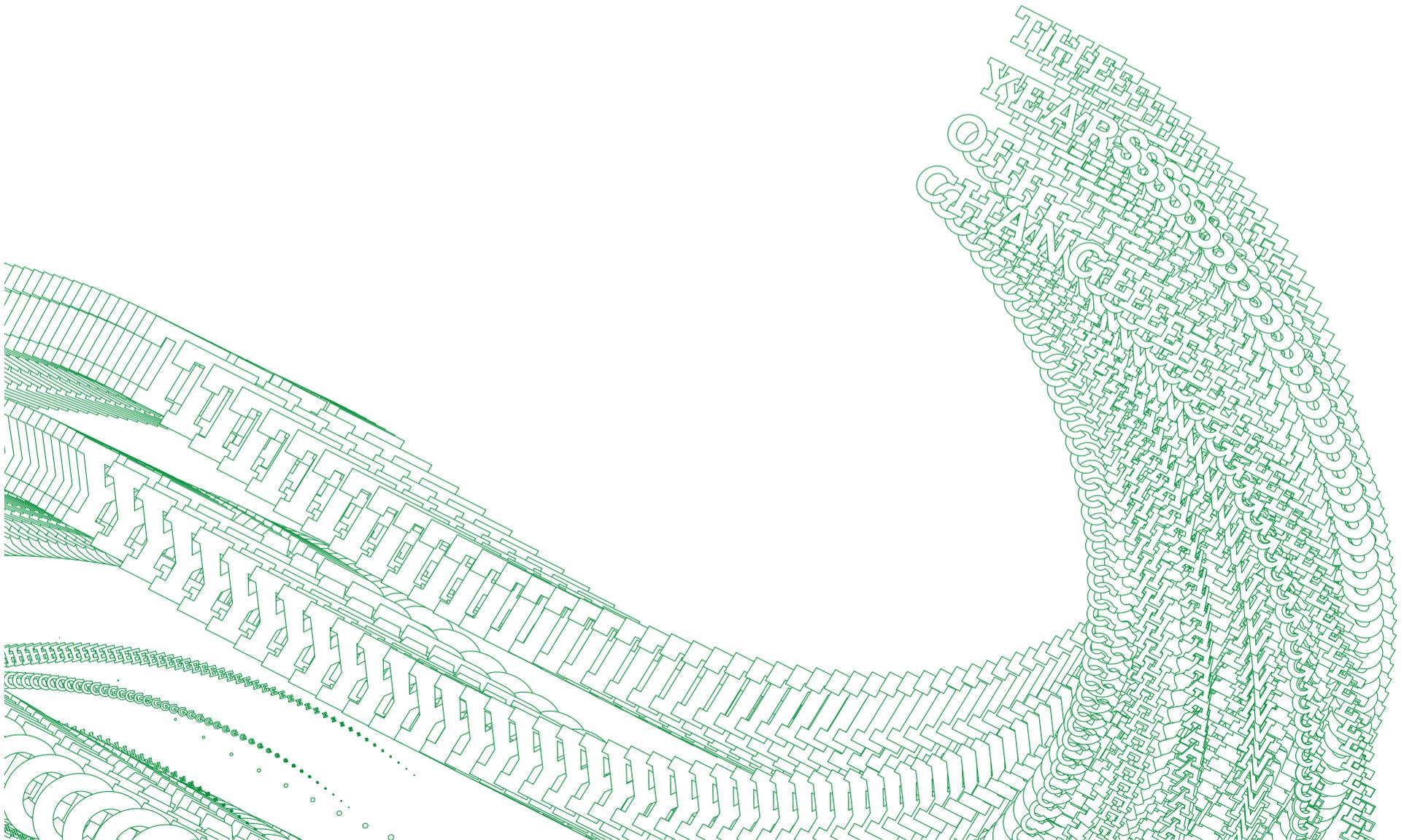
Ich stehe also da, auf meinen Degen gestützt.

Und verfolge ganz aufmerksam die Handlung im dritten Band.

Ich habe nämlich überhaupt keine Angst mehr.

Und alles ist interessant.

Aus dem Tschechischen von Eva Profousová





Kinga Tóth, geb. 1983 in Budapest, ist Sprachwissenschaftlerin, (Klang-)Poet-Illustratorin und Kulturmanagerin. Für ihr Schreiben wurde sie mit mehreren Preisen ausgezeichnet, u. a. Clara- und Eduard-Rosen-thal-Stipendium, GEDOK-Literatur-förderpreis und Attila-Hazai-Literaturpreis. Zur Leipziger Buchmesse erscheint die Adaption ihres Buches „Zsúr“ (2013) unter dem Titel „Party“ im Parastentenpresse Verlag.

Wandtexte Europa

*sei glücklich und angemeldet (registriert) sagen die schilder an der wand
lächle in zitronengelb rundgesichter sagen die schilder
alles ist neu zukunft geschrieben in diesem lachkopf
zeichnen die wünsche neue falten
frauen pfeifen winds of change in der türkei gibt es versteckte dörfer wo
die hände in den mund und dann nur ein atem beim ufer kein warnsignal
der weg ist nah beim fluss ist es einfach durchzugehen die röcke zwischen den wegen
es ist doch nicht tief nicht sichtbar der weg führt sogar hinein hügelab in die schürzen*

*tür auf tür zu sagen die werbezeilen komm herein vater wäscht sich mutter kocht fremde an der tür
nachtkäfer surren grillen draußen fremde an der tür man sagt nichts hier wenn sie fliehen pfeifen
die hahnsirenen drauf blieb der topf kocht über leert sich mutter vater fremde jetzt melden sich alle
alle freiwillig mit waffen*

*wir sind europas herz sagen die aufkleber neben antifa und pinkpower
neue mützen haben die frauen und es ist immer ein donnerstag
bei uns petitionen und kettenbrücke bedeutet freiheit male rundgesicht
pfeife aus den dörfern hier sind die leeren häuser wo die anderen wo die alle
wegwegexilil lxlxlxlxpfffffeifen die frauen auf den steinen zwischen den tälern
der eugrenze zu hause ist alles super man wir bauen aber die zuhause und fixieren
sie mit omas haarlack passt auf sagt mutter sie werden euch jagen das auto
ist noch von alten zeiten rot und nicht schick pfeifen does not always go with the wind
das sind neue ströme das ist neuer sturmwind mit rucksäcken
wandern wir in unseren gapyears und reparieren omas gotrabigo
wir sind die neuen sentimental klettern auf die brücken in budapest
seht ihr uns? aus den gymnasien aus jugendherbergen und unter den u-bahnstationen
hört ihr uns? auf dem puffsessel in freiheitsland checke ich sie wie postkarten
sammele die petitionen und kopiere meine unterschrift aber doch oma ich pfeife es weiter
viele liegen hier erzählt sie unter bäumen hier können keine neuen platziert werden nur im fall
eines adeligen sie will nicht rotten sagte sie auch zu hause organe sollen die guten in andere
gesetzt werden der rest in den weingarten bei der letzten wurzel sie kommt zurück hier
tut es ihr gut auf dem friedhof der eine erzählt über landesgeschichte der andere über die oma
keiner übernimmt die sprache des anderen dann sitzt sie hinter dem porzellan
blumen auf ihr limonadengeruch mama sie hätten es gern gehabt auf den steinen unkraut
gejätet ihr knöchel ihnen nicht verstaubt all die männer wären in sie verliebt und
mit einem abwinken weggeschickt worden mit dem trabant wären sie herumgebraust
damit sie angst hätten und wissen sie sind auf dem weg niemand kann sie anhalten sie geht die zäune
durch sie nähert sich auf gemeinsamen sprachen was kommt durch an der grenze auf
blumentischtüchern mit zehn wörtern zu leben
sie hätten es geschafft überall was erbt sie von den ganzen und die anderen? was ist in ihr ein schrank
mit puddinggeruch der aber zerteilt werden muss geht nicht über die treppe umsonst ist er auf dem
richtigen platz vergeblich die komplimente die wärme wenn sie kaputtgemacht werden und dann
die lieferung vielleicht wärmen sie noch mit den dokumenten
berichten und ungültigen wohnkarten dann gehen die comichefte auch alles geht
foto postkarte kalkwände daran wird es mit ruß geschrieben das falsche wird markiert
was nicht richtiggemacht werden kann wo es keine stempel mehr gibt weil sie unnötig sind aber trotzdem
hier schreiben sie an diese hauswand hier rannte sie durch hier hier soll sonne sein hier kickte sie den
zaun raus hier war sie zuhause an dem anderen ort blieb nichts übrig mama
sie wickeln die haare der eine mit kunststoff der andere mit schaum
wickeln genauso dann wellenspanne ringeln fixieren toupieren lack lass es halten*

(die kursivschriften sind wandtexte, aufkleber, werbetexte und slogans von verschiedenen wänden in europa, die ich seit 2012 sammle)



1989
-
2019

Impressum

Magazin „The Years of Change 1989–1991.
Mittel-, Ost- und Südosteuropa 30 Jahre danach“
Herausgegeben von Katarina Berg und
Kateryna Stetsevych.
Im Rahmen des Programmschwerpunkts
der Bundeszentrale für politische Bildung
und der Leipziger Buchmesse.

1990
-
2021

Team

Konzeption und Realisierung des Programmschwerpunktes: Kateryna Stetsevych und Katarina Berg
(Bundeszentrale für politische Bildung, Fachbereich
Veranstaltungen)

Kommunikation:

Bundeszentrale für politische Bildung
Stabsstelle Kommunikation
Daniel Kraft, Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel +49 (0)228 99515-200, Fax +49 (0)228 99515-293
presse@bpb.de

Design

mischen, Barbara Bättig (www.mischen-berlin.de)

Copyrights

Marcel Beyer (Jürgen Bauer), Piotr Buras (privat),
Zoltan Dányi (Lennart Laberenz), György Dragomán
(Anna T Szabó), Pavla Holcová (Ctibor Bachráty),
Kerstin Preiwuß (Reiner Mnich), Martin Šimečka
(Tomas Benedikovic), Żanna Stoniowska (Rafal
Komorowski), Michał Sutowski (Jakub Szafranski),
Jáchym Topol (David Konečný), Kinga Tóth (privat)

Die in den Texten geäußerten Beiträge geben die
Meinung des jeweiligen Teilnehmers und nicht die
Meinung der Veranstalter wieder.

Für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Verbreitungen
sowie jede Form der Verwertung ist die vorherige
Zustimmung der Partner oder des jeweiligen
Rechteinhabers einzuholen.



Bundeszentrale für
politische Bildung



Leipziger
Buchmesse

Leipzig, Nov
21.-26. 2019

www.bpb.de/theyearsofchange

www.leipziger-buchmesse.de/theyearsofchange